

Heimat und Humanität

Autor(en): **Weiss, Richard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **47 (1951)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-114615>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heimat und Humanität

Von Richard Weiss, Küsnacht-Zürich

Jedesmal wenn die schweizerische Volkskunde der Worte bedarf, die Widerhall finden sollen in allen Schichten des Volkes, lassen wir den Altphilologen in unserem Kreise reden oder schreiben. Er findet immer den Ton, welcher das volkstümliche Gemüt mitgehen heisst und zugleich den Verstand des Fachmannes überzeugt.

Das ist nicht selbstverständlich, obwohl es uns selbstverständlich geworden ist. Die Volkstümlichkeit des gelehrten Gräzisten und des Vertreters eines Schulfaches, das nicht im Geruche besonderer Volkstümlichkeit steht, muss uns auffallen, und ebenso die wissenschaftliche Verbindung von klassischer Archäologie und Volkskunde¹. Es stellt sich die Frage, ob die Personalunion von zwei sich sonst nicht sonderlich nahestehenden Wissenschaften, sowie die Fähigkeit des Gelehrten, sich volkstümlich auszudrücken und volkstümlich zu wirken, ohne je volkstümlich zu tun, in dem Sinne gedeutet werden müsse, dass der von der Volkskunde wie von den Wissenschaften des klassischen Altertums dankbar Gefeierte nicht nur zwei Forschungsrichtungen, sondern auch zwei Seelen in seiner Brust habe, eine klassisch-humanistische und eine volkskundlich-volkstümliche, wenn eine solche Gegenüberstellung zulässig und richtig ist.

Um auf diese persönliche Frage in einem allgemein-menschlichen Bereich eine Antwort zu suchen, stellen wir Heimat und Humanität als Lebensformen und als Forschungsgegenstände einander gegenüber. Heimat und Humanität erscheinen uns auch als die Stichworte, unter denen sich die verschiedenartigen Beiträge dieses Bandes in zwei Gruppen scheiden, um sich, was wichtig ist, in einer höhern Einheit vereinigen zu lassen. Das zunächst empfundene Gegensätzliche soll ohne philosophische Künste, wie wir meinen, in seiner innern Einheitlichkeit erkennbar sein.

Den Gegensatz und Widerstreit der beiden Fächer und dahinter doch wohl auch der beiden Geistesrichtungen hat der langjährige Obmann der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

¹ In diesem Zusammenhang darf an den Aufsatz von Otto Waser, Volkskunde und griechisch-römisches Altertum in SAVk 20 (1916) 283 ff. erinnert werden.

selber gelegentlich geäußert in der Zeit, da die vielfältige präsidiale Arbeitslast ihn für die Volkskunde voll und ganz in Anspruch nahm. Da hat er, wenn es ihm einmal zuviel wurde, unwirsch revoltiert, er sei doch schliesslich Altphilologe und nicht Volkskundler, und auf dem Gebiet der griechischen Sprache und Kultur, der antiken Humanität überhaupt lägen seine eigentlichen wissenschaftlichen Lebensaufgaben. Hat also das Schicksal, welches ihn der Volkskunde schenkte, ihm zugleich zwei unvereinbare Aufgaben gestellt, zwei Aufgaben, die sich wissenschaftlich und in der vorauszusetzenden menschlichen Haltung widersprechen?

Wir glauben das nicht. Fürs erste sind wir als Volkskundler froh, dass der Lebens- und Forschungsweg den für uns Unentbehrlichen immer tiefer in die Volkskunde hineinführte, sodass seine organisatorische Arbeitskraft, seine echte und ansprechende Liebeshwürdigkeit, seine dominierende und doch nie gewaltsame Persönlichkeit, sein eigenwilliger und fruchtbarer Forschungsdrang unserer Wissenschaft zugutekamen, ohne dass er sein ursprüngliches Fach, dem seine hohe Forschungs- und Lehrbefähigung bis heute dient, zu vernachlässigen brauchte. Aus der Spannung erwuchs vielmehr die Spannweite, die ihn als Forscher auszeichnet. Die Altphilologie, die klassische Archäologie, die vergleichende Ethnologie sowie die Volkskunde haben alle ihren reichen Gewinn davon.

Eindrücklich wird uns das vor allem an der einzigartigen, echt Meulischen, souverän über die Grenzzäune der Einzelwissenschaften wegschreitenden Untersuchung über die «Griechischen Opferbräuche»². Von den homerischen *σπλάγγνα* eines griechischen Opferrituals führt der Weg ebenso zwingend, sicher und aufklärend in die Ferne arktischer Jägerbräuche wie in die vertraute Nähe des 'Metzgerbräusi' unserer ländlichen Schlachtfeste, welche dadurch in die grosse Perspektive einer weltweiten und menschheitsalten Tradition hineinrücken. Der «Ursprung der Olympischen Spiele»³ wird nur dem fassbar, der wie Meuli den Bannkreis der klassischen Archäologie zu durchbrechen versteht; zurückkehrend vom vergleichenden und beweisenden Gang durch die Welt der Hirtenvölker vermag er auch auf das Pentathlon unserer traditionellen Äplerspiele das richtige Licht fallen zu lassen. Das volkskundliche Frühwerk über «Bettelumzüge in Totenkultus,

² Phyllobolia für Peter Von der Mühl zum 60. Geburtstag am 1. August 1945, Basel, bei Benno Schwabe & Cie., 1945.

³ Die Antike 17 (1941) 189 ff.

Opferritual und Volksbrauch»⁴ ist ebenso wichtig für die Deutung antiker und nichtantiker Opferbräuche wie für unsere Heischebräuche in der Mittwinterzeit. Von hier aus führt der direkte Weg zu Meulis grundlegenden Untersuchungen über den Maskenbrauch⁵. Vor allem aber ist schon das grosse Thema des Totenglaubens angeschlagen, welches durch das ganze spätere Schaffen hindurchgeht, in immer tieferer menschlicher Durchdringung. In der dieses Thema zusammenfassend gestaltenden Arbeit über «Entstehung und Sinn der Trauersitten»⁶ ist die unabsehbare Fülle zum Teil abstruser Totenbräuche echt humanistisch — und dadurch auch psychologisch-modern — auf ursprüngliche und allgemeine Ausdrucksformen der menschlichen Seele zurückgeführt. Der Totenglaube wird für Meuli, ohne dass andere Erklärungsmöglichkeiten verkannt würden, zum Schlüssel für den Maskenbrauch, wobei wieder die Vorgeschichte des griechischen Theaters gleich viel gewinnt wie die Klärung des fast unentwirrbaren Komplexes unserer Jahresbräuche.

Dass J. J. Bachofen mit seiner «Gräbersymbolik der Alten» bis zu seinem letzten unvollendeten Werk über «Römische Grablampen» wissenschaftlich und menschlich im Banne jener Welt steht, aus der keiner zurückkehrt, ist eine der zahlreichen Wahlverwandtschaften, welche Bachofen, den grossen Unbekannten, mit seinem Biographen⁷ verbinden. Vor allem wird man auch bemerken, dass das umstrittenste und nachhaltigste Werk Bachofens, das «Mutterrecht», sich ebensowenig in den Canon der einen oder der andern abgegrenzten Universitätsdisziplin einfügt wie Meulis eigene Forschungen. Daraus erklärt sich hier wie dort ein unverkennbares Stutzen der zeitgenössischen Fachwelt, und damit kehren wir zurück zum Problem der Spannung und der Spannweite im Werk und im Leben dessen, dem diese Zeilen gelten. Wir möchten diese Spannung begreifen an dem Begriffs- und Wertepaar Heimat und Humanität.

An der Gegenüberstellung von Heimat und Humanität wird zunächst wohl meistens das Gegensätzliche empfunden, etwa im Sinne der Goetheschen Verse aus «Tasso»:

⁴ SAVk 28 (1927) 1 ff.

⁵ Karl Meuli, Schweizer Masken und Maskenbräuche, Zürich 1943; Hwb. d. dt. Aberggl. 5, 1744 ff. (Maske).

⁶ SAVk 43 (1946) 91 ff.

⁷ Karl Meuli, J. J. Bachofen und sein «Mutterrecht». im Anhang zu Meulis Ausgabe des «Mutterrechts», die als Teil der von ihm veranstalteten Ausgabe von Bachofens Gesammelten Werken erschienen ist (Bd. 2/3, Basel 1948).

«Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muss auf ihn wirken!»

Dabei besteht die Neigung, den engen Kreis mit Heimat, die Welt aber mit Humanität zu interpretieren. Heimat wird ja oft als zu überwindende Beschränkung verstanden im Blick auf die Humanität als anzustrebendes Ideal. Die Entwicklung aus der Heimatbindung zur weltweiten Humanität ist geradezu ein biographisches Schema und der Weg der abendländischen humanistischen Persönlichkeitsverwirklichung. Wenn von dieser geläufigen Auffassung und Wertung aus überhaupt eine innere Beziehung zwischen Heimat und Humanität anerkannt wird, so ist es die, dass Heimatbindung eine unentwickelte Form der Humanität sei, wobei Heimat kaum anders denn als Bindung im negativen Sinn begriffen wird.

Die unbesehene und oft wirklichkeitsfremde Bewertung der Humanität ist aus der abendländischen Geistesgeschichte von zwei Jahrtausenden zu verstehen. Diese wird gemeinhin an den grossen Leuchtzeichen humanistischen Geistes und an den Spitzenleistungen einer individualistischen Persönlichkeitskultur gemessen. Die Persönlichkeitsverwirklichung im Sinne einer Autonomie der Persönlichkeit wird im europäischen Humanismus immer mehr Ziel und Mass für die Bewertung menschlicher Grösse und kultureller Wirksamkeit. Jede Beschränkung und innere oder äussere Bindung dieser humanen Autonomie kann nur als Verdunkelung des Humanitätsideals angesehen werden. Der christlich gebundene Humanismus Augustins zum Beispiel kann demnach nur Humanismus sein, soweit er nicht christlich ist; dass sich das Autonomistische am Humanismus nicht mit dem Christentum verträgt, wird auf der andern Seite auch von der Theologie aus deutlich gemacht.

Ein heimatgebundener Humanismus ist also von hier aus gesehen ebenfalls ein unvollkommener oder kein Humanismus, obwohl gerade der attische Humanismus — um das klassische Beispiel zu wählen — die Bedingung der Persönlichkeit durch die Polis, und zwar durch die besondere athenische Polis als schicksalhaften und eigenartigen geistigen Heimatraum besonders deutlich werden lässt, dies nicht nur im Sinne einer zufälligen Beschränkung, sondern einer wesenhaften Bestimmung der Humanität. Und wenn wir den Blick auf den die Neuzeit begründenden Humanismus richten, so ist es neben vielen andern Gebundenheiten jener Huma-

nität nicht zufällig, dass Kosmographien oder Weltbücher, entgegen ihrem Titel, zu den ersten Heimatbüchern wurden. Es ist eigentlich erst der klassizistische Humanismus und der bürgerliche Bildungshumanismus, welcher der schicksalhaften Gebundenheit in einer Heimatwelt bewusst zu widerstreben begann, umsomehr als die Gefahren der nationalen Mystik und der staatlichen Allmacht, die den Bürger daran hindert, Mensch zu sein (W. v. Humboldt), dem Ideal einer kosmopolitischen Bindungslosigkeit rechtzugeben scheinen. In Wirklichkeit endet gerade der bindungslose, nihilistisch gewordene Humanismus in der Art Nietzsches bei der totalitären Staatsallmacht.

Aus der sich verbreiternden Kluft zwischen dem Humanitätsideal und der menschlichen kulturellen und politischen Wirklichkeit entsteht ein übersteigerter Dennoch-Humanismus, soweit der Humanismus mit der Wirklichkeit sich noch auseinandersetzt; die Verzweiflung im Sinne der getrosten Verzweiflung des Christentums ist diesem Humanismus nicht möglich, da er mit der menschlichen Autonomie sich selbst aufgeben müsste.

Die Mächte, welche heute die Humanität und besonders die humanistische Persönlichkeit tödlich bedrohen, werden vielfach hineinprojiziert in die Heimatbindungen. Der nationale Rausch, der sich auf positivistischen Grundlagen zum Rassenwahn entwickelte, wirft seine Schatten auf die Heimatbindungen, aus denen die Blut- und Bodenmystik ihre Nahrung zu saugen scheint. Die Heimatbindung als Bindung an eine Gemeinschaft legt — allerdings nur durch einen Fehlschluss — den Verdacht des Kollektiven und Massenmässigen nahe, welches mit der totalitären Staatsentwicklung unlösbar verknüpft ist, welches den Tod der autonomen Persönlichkeit und der Persönlichkeit überhaupt bedeutet, welches den Menschen zum 'Arbeiter' im Sinne Ernst Jüngers, zum funktionierenden Teilchen der Massenapparatur des Staates macht.

Der Schatten des Misstrauens und der Ablehnung fällt vom Standpunkt der Geisteswissenschaften, welche die Humanität in ihren individuellen Leistungen preisen, auch auf die Volkskunde, der als einer 'Kollektivwissenschaft' ein geheimes Einverständnis mit jenen dunklen Mächten der Tiefe zugemutet wird. Es kann nicht geleugnet werden, dass die Volkskunde als 'staatsbezogene Wissenschaft' in den letzten Jahren mit andern Wissenschaften zusammen üble Schergendienste geleistet hat. Doch ist es gerade darum wichtig, die Irrtümer aufzuklären, welche die Volks-

kunde als eine persönlichkeitsfeindliche Kollektivwissenschaft missbrauchen lassen, im Sinne jener verhängnisvollen Definition von 'Volk': «Sie denken in Rudeln und handeln in Rudeln». Denjenigen gegenüber, welche die Volkskunde im allgemeinen zu einer Dienerin der Volksmystik, zu einer Helferin des Rassenwahns und des totalitären Staatssystems stempeln wollen, würde es genügen, auf die Schrift Hoffmann-Krayers über die «Individuellen Triebkräfte im Volksleben»⁸ hinzuweisen. Doch schreiben wir hier keine Rettung der Volkskunde. Wir brauchen nur das heimatgebundene Leben als einen Gegenstand der Volkskunde ins rechte Licht zu rücken — immer in Bezug auf die Humanität und die Persönlichkeitsverwirklichung —, um zu zeigen, dass die Volkskunde als Geisteswissenschaft und als Wissenschaft von der menschlichen Persönlichkeit ihren notwendigen Platz im Gefüge der abendländischen Geisteswissenschaften hat. Es muss sich dabei erweisen, dass zwischen Heimat und Humanität keine unüberbrückbare Kluft gähnt, sondern dass beide als zwei sich ergänzende Lebensformen eine Einheit bilden.

Was Heimat, dieses von entgegengesetzten Standpunkten so viel gebrauchte und missbrauchte Wort, für die menschliche Existenz bedeutet, kann wiederum aus der gegenwärtigen Situation begriffen und miterlebt werden, die einerseits eine Krise des Humanitätsgedankens, andererseits eine Art Konjunktur des Heimatgedankens gebracht hat, dessen modische Ausprägung der 'Heimatstil' ist oder war.

Die Bedeutung und das Wesen der Heimatbindungen werden offenbar im Heimatverlust. Der Heimatverlust aber in seinen aktuellen Formen — vom traditionellen Heimweh⁹ sprechen wir nicht — wird in verschiedenen Graden erlebt bis zur totalen seelischen Heimatlosigkeit.

Da sind zuerst diejenigen, welche ihr Haus, ihre Wohnung verloren haben, die Ausgebombten. Sie haben viel von dem verloren, was Heimat bedeutet, zum Teil wenig wertvolle Gegenstände des Hausrates, 'Erinnerungen', denen aber das Heimatgefühl am meisten nachtrauert. Doch haben die Ausgebombten eine Heimstätte, wenn auch eine Ruine, einen Trümmerhaufen, nach der die meisten von ihnen wieder zurückstreben, aus äusseren Gründen, weil ihnen der Platz gehört, weil Investitionen (Kanalisation, An-

⁸ SAVk 30 (1930) 169 ff.

⁹ Fritz Ernst, Vom Heimweh, Zürich 1950.

schlüsse usw.) im Boden sind, aber auch aus Standortfestigkeit, die derjenigen des Bergbauern, der sein Haus wieder dort aufbaut, wo es die Lawine weggerissen hat, in mancher Hinsicht gleichzusetzen ist. So errichten die Bewohner der Kölner Altstadt, und mit ihnen die Bürger vieler anderer Städte, ihr Haus oder zunächst ein Stockwerk davon mitten in der kilometerweiten Trümmerwüste dort, wo es früher stand, und womöglich ganz gleichartig, entgegen und sehr zum Leidwesen aller grosszügigen Planung¹⁰. In einer Zeit grösster Massenmobilität zeigt sich also in grosstädtischer Bevölkerung eine geradezu bäuerlich anmutende Standortfestigkeit. Der Standort aber ist ein Teil der Heimat, eine wenn auch nicht unerlässliche Voraussetzung dafür.

Diesen Standort aber und mit ihm die sozialen und wirtschaftlichen Bindungen der Heimat haben die Flüchtlinge, die sogenannten Heimatverwiesenen¹¹ verloren, und sie sind teilweise durch unüberschreitbare Grenzen von ihrer einstigen Heimat getrennt. Sie sind viel heimatloser als die Ausgebombten, aber viele von ihnen haben eine seelisch-geistige Heimat oder die Fähigkeit, eine solche zu errichten, bewahrt, sei es, dass ihre Sehnsucht und ihr Sinnen und Trachten zurückgerichtet ist auf die alte Heimat in schmerzlich gesteigerter Sehnsucht, sei es, dass sie die Möglichkeit, den Mut und die Kraft finden, eine neue Heimat, äusserlich und innerlich, zu bauen.

Der totale Heimatverlust aber hat die seelisch Heimatlosen betroffen, selbst wenn sie in unversehrten Häusern wohnen. Hier ist das Lebenszentrum der Heimatbindung zerstört, und damit sind solche Menschen seelisch krank. Diese Feststellung führt zu der eigentlichen Bedeutung der Heimatbindung für die menschliche Existenz. Das Heimweh wird als Krankheit meistens geheilt durch die Rückversetzung des Kranken an seinen Heimatort. Für die seelisch Heimatlosen aber gibt es keine Heimat und keine Heilung mehr. C. G. Jung¹² umschreibt das Wesen der allgemeinen neurotischen Zeitkrankheit mit dem Ausdruck «wurzellooses Bewusstsein», was für die seelische Heimatlosigkeit besonders zutrifft, wenn wir Heimat als seelische Verwurzelung an einem schicksalsgegebenen Standort fassen. Dass seelische Heimatlosigkeit, wie

¹⁰ Aus Materialien der Kölner Stadtplanung, deren Kenntnis und Bedeutung mir mein Kollege, der Soziologe Prof. René König, freundlicherweise vermittelt hat.

¹¹ J. Hanika, Volkskunde und Heimatverwiesene, in: *Mitteil. des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde* Nr. 57, Oktober 1949.

¹² *Seelenprobleme der Gegenwart* 96; *Wirklichkeit der Seele* 30.

sie ausdrücklich in einer kürzlich erschienenen psychologisch-pädagogischen Arbeit¹³ genannt wird, bei Kindern und Jugendlichen ein Grund ist für Schwererziehbarkeit, Asozialität und Kriminalität, beweist die Gegenwart tausendfältig in kriegsgeschädigten Ländern, aber auch bei uns, vor allem dort, wo die Mutter-Kind-Beziehung im frühesten Alter gestört wurde, insbesondere bei unehelichen Kindern.

Das innerste Wesen der Heimatbindung und ihre ursprüngliche Bedeutung für die menschliche Existenz¹⁴ ist damit berührt: Heimat ist primär nicht Bindung an einen irgendwie lokal bestimmten Raum, auch nicht an einen Kulturraum, sondern Heimat ist innigstes Vertrautsein mit Menschen, ist Gemeinschaft, und das erste menschliche Du, dem der Mensch begegnet, ist die Mutter. Die vertraute Begegnung mit einem Du führt den Menschen heraus aus der Isolierung, aus der Weltangst, die ihn von Anfang an beherrscht und nie ganz loslässt, aus dem dämonisch heimgesuchten Niemandland der Angst in die Geborgenheit der Gemeinschaft, welche Heimat bedeutet. Weil die Mutter-Kind-Beziehung das Urbild und Vorbild aller irdischen Gemeinschaft ist, wird die Mutter als ursprünglichste Heimat empfunden, als bergendes Haus, aus dem der Mensch leiblich kommt, in das er sich seelisch zurücksehnt, wie es ein vierjähriges Kind ausgesprochen hat mit archetypischer Sicherheit des Empfindens: «Mamela, ich hab' dich so gern wie ein Haus, wie hundert Häuser, wie tausend Häuser, wie alle Häuser der Welt»¹⁵. Darin ist das ganze Heimatproblem in nuce: So, wie die innigste Vertrautheit mit der Mutter übertragen wird auf das bergende Symbol des Hauses als räumliche Form, so wird das Erlebnis der Geborgenheit in einer Gemeinschaft übertragen auf den Ort, den Raum, die Umwelt dieses Erlebnisses. Der Ort und der Raum sind sekundär, primär ist die Gemeinschaft. Der Ort, wo ich wohne, kann mir ganz unheimlich sein, weil die Heimatgemeinschaft fehlt. Umgekehrt können der Ort und der Raum, die ich als Heimat empfinde, objektiv gesehen recht unanmutig sein. Im Elternhaus, dem Ort des engsten Familiengemeinschaftskreises, können mich stilllose Möbel oder Bilder, eigentümliche Gerüche und Geräusche aufs tiefste bewegen, weil

¹³ Julia Schwarzmann, Die seelische Heimatlosigkeit im Kindesalter und ihre Auswirkungen, Diss. Zürich 1948.

¹⁴ K. Stavenhagen, Heimat als Lebenssinn, 2. Aufl., Göttingen 1948, gibt als Philosoph auch in dieser Arbeit der Volkskunde wesentliche Klärungen.

¹⁵ Schwarzmann a. a. O. 71.

sie 'Heimat' sind, d. h. geprägt und verklärt sind von jenem tiefsten Gefühl der Heimatgeborgenheit und Heimatvertrautheit. Von hier aus ordnet sich die ganze Welt. So wie das Kind aus der engsten Gemeinschaft, der Familiengemeinschaft, den Mut und den Anstoss findet, immer weitere Gemeinschaftskreise zu erfahren und zu erobern, so erweitert sich durch die Übertragung der seelischen Vertrautheit auf die Umwelt die Welt eines Menschen, so wird die Welt erfahren und zugleich geordnet, immer von dem einen, schicksalhaften, nicht gewählten Ausgangspunkt her. Heimat ist also der Standpunkt, von dem sich die Welt aufbaut, auf den sie immer, so weit sie auch werde, bezogen bleibt. Die Exotik Afrikas, die Wunder Indiens, die Werte der Antike können nicht erlebt und begriffen werden ohne das geistig-seelische Mass des Heimerlebens. Ohne Heimat keine Welt.

Wo der Heimatstandpunkt zerstört ist, wo er verdrängt oder verlassen wird, da gerät die ganze Welt in Unordnung, da nimmt das «wurzellose Bewusstsein» überhand, da ist die Einheit der Persönlichkeit verunmöglicht, da fehlen die Voraussetzungen für jede wahre Humanität, die in diesem Sinne nur eine gebundene Humanität sein kann. Ohne Heimat keine Welt, ohne Heimat keine Humanität.

Da alle Heimatbindungen letzten Endes in Gemeinschaftserlebnissen wurzeln, ist die Volkskunde die eigentliche Wissenschaft von der Heimat. Gegenstand der Volkskunde ist das volkstümliche Leben und seine Äusserungen in der objektiven Kultur. Volkstümliches Leben aber ist Leben in der Gemeinschaft, Leben aus dem Wir-Bewusstsein, das zu den ursprünglichsten Anlagen der menschlichen Seele gehört. Gemeinschaftsleben, das in seiner ursprünglichsten und zugleich umfassendsten Form Heimatleben ist, unterscheidet sich grundsätzlich vom kollektiven Verhalten der Masse. Gemeinschaft ist von Masse geschieden durch die Tradition, durch die «überlieferten Ordnungen»¹⁶, welche zu jeder Gemeinschaft gehören, während die Massenreaktionen ohne Beständigkeit sind. Deshalb besteht die Masse aus Individuen und fällt sofort wieder in solche auseinander, wenn sie nicht durch Zwang — etwa durch den staatlichen — organisiert wird. Angehäufte Individuen in ihrer Vereinzelung ohne Gemeinschaftsbin-

¹⁶ Mit diesem Ausdruck betont L. Schmidt von neuem die zentrale Bedeutung der Tradition für die Volkskunde; vgl. seine prinzipielle Darlegung «Volkskunde als Geisteswissenschaft» in: *Mitteil. d. Österr. Ges. f. Anthropologie, Ethnologie u. Prähistorie* 73/77 (1947) 120 ff.

dungen sind eine potentielle Masse. Die individualistische Geistesentwicklung der Neuzeit und nicht nur die Bevölkerungsanhäufungen der Städte, die mehr ein äusseres Symptom sind, haben zur Masse und all ihren Folgeerscheinungen geführt. Diese Individualisierung wurde gefördert durch das Phantom einer bindungslosen, autonomistischen Humanität, welche gegebene Formen der Gemeinschaft zersetzte. Wahre Gemeinschaft ist ein Schutz gegen die Vermassung; dies ist eine Einsicht, die allmählich durchdringt und praktische Folgen zeitigt, allerdings auch Pseudogemeinschaften, wie die diktierte 'Volksgemeinschaft'.

Weiterhin ist die Gemeinschaft die Voraussetzung für die Persönlichkeit, welche in der Masse untergehen muss. Persönlichkeit besteht auch im Schöpferischen nicht nur aus Individualität, welche in der herkömmlichen Betrachtungsweise der Geisteswissenschaften einseitig ins Blickfeld gerückt wird. So wie die Ich-Sphäre und die Wir-Sphäre sich in der menschlichen Seele ergänzen, so erwächst auch jede schöpferische Persönlichkeit aus dem Grunde einer Traditionsgemeinschaft. Die autonome Persönlichkeit, der voraussetzungslose Künstler zum Beispiel, ist eine «dilettantische Vorstellung»¹⁷, wie voraussetzungslose Kunst. Gottfried Keller ist ohne Zürich nicht Gottfried Keller, so wenig wie Gotthelf ohne Bern Gotthelf ist oder Rembrandt ohne die Niederlande — die protestantischen und die des 17. Jahrhunderts — Rembrandt wäre. Keiner kann ohne seine Heimat gedacht werden, auch wenn seine schöpferische Leistung einmalig und individuell ist. Jede Individualität ist ein Luftschloss ohne das Gemeinschaftsfundament, auf dem die Persönlichkeit sich aufbaut. Auch die Persönlichkeit wächst aus dem Heimerleben. Dieses ist keine Beschränkung, sondern eine unerlässliche Bedingung der starken Persönlichkeit.

Karl Meuli, der im bündnerischen Rheinwald die Heimat seiner Familie, in Basel seine Wahlheimat, in der Schweiz sein vielfach erlebtes Heimat- und Vaterland, in der Volkskunde seine Heimatwissenschaft, in der klassischen Philologie seine wissenschaftliche Heimat, in der klassischen Humanität aber seine weiteste geistige Heimat hat — er wird uns die fruchtbare Spannung zwischen Heimat und Humanität durch sein Leben und Schaffen weiterhin beweisen.

¹⁷ H. Wölfflin, Kunstgeschichtliche Grundbegriffe 242.